

Wie Feuer und Wasser

Im Norden Wüste und Salz, im Süden saftige Auen. Malis Landschaften sind so verschieden wie ihre Bewohner. Jahrhundertlang haben sie sich dennoch gut ergänzt. Wird nach dem Krieg zwischen Regierung, Tuareg und Islamisten alles wie früher? GEO-Autor MICHAEL STÜHRENBURG und Fotograf GAËL TURINE haben das aufgewühlte Land durchquert



SOMONO-FRAUEN feiern die Geburt eines Kindes in Ségou – einst Hauptstadt des animistischen Bambara-Königreichs. Heute ist sie geprägt von einem sanften, sufistischen Islam, der sich nicht stört an farbenfrohen Festen und Musik



MONTAG IST MARKTTAG in Djenné. Zum »Grand Marché« kommen viele auch mit der Piroge aus dem Niger-Binnen-delta. Händler bringen Hirse, Reis, Trocken-fisch, Stoffe und Kleider. Jahrhundertlang war der Markt Begegnungsort für Nord- und Südmalier. Er könnte es wieder werden



WÄHREND IM NORDEN kaum ein Tropfen fällt, kann man die Straße in der Hauptstadt Bamako in der Regenzeit mitunter nicht von einem Fluss unterscheiden. Nur dass sich in den Fluten kein Fisch fangen lässt wie im Niger – dem großen Ernährer im südlichen Mali

Vor uns auf der Staupiste, etwa 100 Meter entfernt, tritt ein Soldat aus dem Schatten einer Akazie, bringt sein Gewehr in Anschlag und zielt auf unsere Windschutzscheibe. Laro, der Fahrer, würgt den Motor ab. Verkrampft steigen wir aus, folgen der Gestik des Gewehrlaufes – als wäre er ein Dirigentenstock, der sich schließlich nur noch auf und ab bewegt. Was bedeutet das? „Hemd hoch“, sagt unser Begleiter Ali Baba, der das seine bereits auf Brusthöhe zieht: „Zeig ihnen, dass du keinen Sprenggürtel trägst!“

Ich gehorche. Spüre, wie mir die Sonne auf den Bauchnabel brennt. Vom Rande der Piste schaut eine Ziege zu. Kidal, glaube ich, werden wir heute nicht mehr erreichen. Vermutlich endet unsere Mali-Reise genau hier: vor einer Gewehrmündung im ausgebrannten Busch bei Gao.

Zwei Wochen früher. Unsere Abfahrt aus Bamako ähnelt dem Beginn einer Flussreise. Regenzeit. Wolkenbrüche. Der Fahrer müht den hochachsigen Geländewagen wie einen Kahn durch die rotbraune Brühe, steuert auf Slalomkurs zwi-

schen Gruppen gestrandeter Menschen. Die Armenviertel an der Stadtausfahrt nach Nordosten sind überschwemmt. Aus zerrinnenden Lehmhütten fliehen die Bewohner auf den Asphalt. Doch auch dieses letzte feste Ufer verschwindet gerade unter den Fluten, die ein umgekippter Lastwagen in zwei Ströme zerteilt. „Hätte schlimmer kommen können“, sagt Mamadou Sanogo, unser Fahrer auf dieser Reise von Bamako in Richtung Wüste.

Es klingt wie Malis Leitmotiv in diesen Zeiten. Mein vorheriger Besuch liegt noch nicht lange zurück. Im Januar 2013 folgte ich der „Opération Serval“. Damals stand Bamako am Abgrund. Im letzten Augenblick gelang es den französischen Truppen, die Hauptstadt im Süden vor einer aus Norden heranrollenden Pick-up-Kavallerie von Dschihadisten zu retten.

Als die erste Panik verfliegen war, setzte Verwunderung ein. Hatten die motorisierten Gotteskrieger tatsächlich die Zwei-Millionen-Metropole am Nigerfluss besetzen wollen? Wohl kaum. Geplant war eher die größte Geiselnahme der Weltgeschichte. In Bamako saßen 6000 weiße *tubabu* – begehrteste Pfand-Währung der Dschihadisten. Malier zählten gar nicht mehr. Mit Europäern aber und Amerikanern in ihrer Gewalt wollten die Islamisten die Anerkennung eines „Kalifats“ im Norden erpressen. Ja, alles hätte viel schlimmer kommen können.

Im Kamelhöcker

Die ersten 250 Kilometer in Richtung Norden, von Bamako nach Ségou, sind die langweiligsten auf unserer Reise. Aber auch die schnellsten. Mali baut seine erste Autobahn, genauer gesagt: lässt sie von der Volksrepublik China bauen. Der neue Präsident Ibrahim Boubacar Keïta, kurz IBK, verspricht ein neues Mali, eines ohne Korruption und mit besseren Transportwegen. Rund 5000 asphaltierte Straßenkilometer in einem Land von der dreieinhalbfachen Größe Deutschlands, das ist herzlich wenig, selbst für Afrika.

Die neue Autobahn verläuft parallel zum Niger, den wir seit Bamako nicht mehr sehen können. Stattdessen blicken wir auf Büsche, die gepudert sind mit rotem Laterit-Staub von den Baustellen. Ein Déjà-vu in Afrika: Teergeruch, schwarze

Schweißgesichter, die ausdruckslose Miene eines Ingenieurs aus Fernost.

In meinem Kopf aber fließt der Niger. Schon seltsam, sein Verlauf: Aus den tropischen Wäldern Guineas kommend, strebt Afrikas drittgrößter Strom bis an den Rand der Sahara, überlegt es sich in Timbuktu plötzlich anders und kehrt zurück in den Süden, wo er in den Golf von Guinea mündet – fast schon in Äquatornähe. Eine Odyssee von 4184 Kilometern. Und jeden einzelnen davon haben wir Europäer „entdeckt“, vermessen, kartiert.

Dennoch machen die Landschaften an der Straße von Ségou nach San den Eindruck, als wollte das fade Gelb der Michelin-Karte hier etwas Wesentliches verschweigen. Etwa die smaragdgrünen Reisfelder, getränkt von Wasser im Überfluss. Hirse, die so hoch steht, dass Bauern in ihr verschwinden. Grasland, so saftig, dass ich mir die darauf weidenden Rinder und Ziegen als glückliche Tiere vorstellen kann – passend zu ihren unter Mangobäumen dösenden Hirten. Wie lässt sich dieses Bilderbuch mit unseren Vorstellungen vom armen Mali vereinen? Dem Land, das im Human Development



AUF AFRIKAS drittgrößtem Strom: Autor Stührenberg während der dreitägigen Fahrt von Mopti nach Timbuktu an Bord einer Pinasse. Da war noch kein Gewehr auf ihn gerichtet

KULTURELLES ERBE: die Lehm-Moschee von Djenné. Einmal im Jahr muss sie neu verputzt werden. Eine Tradition – wie der Gesang und das Sprechtrommelspiel der »griots«, der Musiker und Fabulierer

»DAS SALZ ist jetzt doppelt so teuer!« Stühnberg im Gespräch mit einem Händler im Mopti



Index auf Platz 182 rangiert, abgeschlagen selbst von Afghanistan und Sierra Leone!

Es ist dieser Fluss – der aber eben nur den Süden des Landes durchfließt. Vor Generationen, so Amadou Hampâté Bâ, Malis großer Schriftsteller, habe es in seinem Land eine *géographie occulte* gegeben. Eine Erdkunde, die Sichtbares mit Unsichtbarem vermischte und zur Gewissheit führte, es könne keine reichere Region geben als *la bosse du chameau*, den „Kamelhöcker“, einen Hort aller Schätze aus Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Jagd und Handel. „Die Form des Höckers entsprach den Konturen, die der Hauptlauf des Niger in Mali zeichnet“, schrieb Hampâté Bâ.

Irgendwo in diesem fetten Höcker tobt eine Bande Jungs auf einer überschwemmten Wiese. Die nackten Knirpse bespritzen sich gegenseitig, kreischen vor Spaß. Worüber sie sich freuen? „Über das viele Wasser“, japst einer von ihnen. „Wo ist euer Dorf?“, frage ich. „In Nordmali“, sagt der Junge, „wir sind Flüchtlinge.“

Wir erreichen Djenné. Auch diesen Ort umgibt Wasser: auf der einen Seite

der Bani, ein Zufluss des Niger, auf der anderen sind es Reisfelder. Hier und da klaffen Erdlöcher am Wasserrand. Eine irdische Wiege. Denn aus ihr wurde Malis Zivilisation geboren. Aus *banco*, aus Lehm. Aus welcher Erde Allah den ersten Menschen formte, darüber herrschen in Mali keine Zweifel. Adam war ein Banco-Mann! Das göttliche Rezept: Lehm vermischt mit Wasser, Kuhmist, Hirsesprenu, vielleicht ein wenig Karité-Butter.

„Djingarey Ber“ entstand jedenfalls so, die große Moschee von Djenné, Malis Wahrzeichen. Drei hohe Minarette und 18 kleine Kuppeln überragen die bis zu 60 Zentimeter dicken Mauern. „Es gibt ein Geheimnis, das nur wir Maurer kennen“, behauptet „Bere Yonou“, genannt der „große“ Yonou, weil er als der erfahrenste *bari*, Maurer, seiner Generation gilt.

Früher Abend. Auf dem Flachdach seines Hauses folgen wir dem Mäandern der Gedanken. Wir fragen: „Betrifft dieses Geheimnis etwa jene Jungfrau, die ihr bei lebendigem Leibe eingemauert habt?“ Das soll so eine Art Grundsteinlegung gewesen sein, um das Jahr 1240. Das geopfert Mädchen sollte Gottes Neubau vor dem Teufel schützen. Unser Gastgeber winkt ab. „Das Geheimnis, von dem ich rede, ist viel geheimer. Wer es verrät, fällt auf der Stelle tot um!“

Wenn das so ist, sollten wir über etwas anderes sprechen. Etwa über den jeden April stattfindenden Neuverputz der Moschee. Sechzig Mal hat der greise Yonou daran teilgenommen, immer nach demselben Prozedere: Angespornet von Trommeln und Flöten, steigen bei Tagesanbruch Djennés Männer in die Gerüste, werfen frischen Banco-Brei an die Fassade, streichen ihn mit Händen glatt. „Ein einmaliges Schauspiel“, rufe ich, um meine Bewunderung zu bezeugen.

Doch Yonou gehört nicht zu jenen, die sich leicht von ihrem Thema abbringen lassen: „Das Geheimnis, von dem ich rede, betrifft bestimmte Ziegel im Mauerwerk. Schutzsteine!“ Wovor schützen sie? „Vor Einsturz, Sandstürmen, Überschwemmungen, Dieben, Geistern. Nie würde ich verraten, wo sie sich befinden!“

Und wenn man einfach suchen würde? Unmöglich! „Ungläubige dürfen die Moschee nicht betreten. Hast du nicht die Schilder gesehen?“ Habe ich. Ande-

rerseits: Djenné erweckt nicht den Eindruck, kleine Sünder wie ich könnten hier ausgepeitscht werden. Und Gelfe Traoré bestätigt diese Vermutung: Der Sohn des Imam trägt Jeans und T-Shirt, ein Geschäftemacher von Allahs Gnaden. Der Moment für unser Treffen ist gut gewählt. Montagmorgen, vor der Moschee wogt das Gewühl des Wochenmarkts. Niemand hat Zeit zum Beten. „Für 25000 Francs CFA (40 Euro) bringe ich dich rein“, flüstert Traoré. „Warte am Hintereingang.“

Eine Viertelstunde später müssen sich meine Augen an das Halbdunkel gewöhnen. Dann geraten alle meine Sinne in den Bann des Wunderbaren. Die Gebetshalle ist ein magischer Wald aus 90 Holzsäulen, eine jede umgeben von einer Banco-Schicht. Die Alleen zwischen den Säulen sind mit Gebetsteppichen ausgelegt, einfachen Bastmatten und Schafsfellen. Dennoch flößt alles an diesem Ort Ehrfurcht ein. Wie beim Betreten einer für die Ewigkeit errichteten Kathedrale.

Aber eine solche Ewigkeit gibt es hier nicht. Die erste, im 13. Jahrhundert entstandene Moschee konnte den zerstörerischen Kräften von Zeit, Krieg und Klima nicht standhalten. Dafür eignet sich Banco nicht. Der heutige Bau stammt aus dem Jahr 1907. Wie gefährdet auch er ist, zeigte sich 2009, als Regenfälle einen Teil der Ostfassade zum Einsturz brachten.

Ewig ist hier nur der Vorsatz, das Gotteshaus immer wieder aufzubauen und neu zu verputzen. Was auch geschehen mag: Das Heer der Maurer steht bereit. Zeichen einer Frömmigkeit, die aus Dankbarkeit erwächst – für ein gutes Leben im Kamelhöcker des Wüstenlandes.

Nur warum ist Andersgläubigen der Zutritt zu der Moschee nun verboten? Das, entgegnet mein Begleiter, sei die Schuld der Tubabu, der Weißen: „Eines Tages, erzählt Traoré, „kam aus Europa ein Fotograf und machte Bilder von Models in der Gebetshalle. Das war zu viel.“

Sichtbares und Unsichtbares

Wir fahren weiter nach Bandiagara, einem Städtchen im Osten von Mali, Geburtsort des Dichters Amadou Hampâté Bâ. Bandiagara war einst so etwas wie die Tourismus-Kapitale Malis. Oder, na ja: eine Anhäufung klimatisierter Übernach-



SO GROSS WIE DEUTSCHLAND ist das Weideland in Mali. Aber nicht überall fällt genügend Regen. Viehzüchter wie dieser Fulbe leben daher häufig als Nomaden. Im Frühjahr zwingt sie die Trockenzeit immer weiter in den Süden. Oft geraten sie dann in Konflikt mit dort ansässigen Bauern



DER GREIS ANDA GUINA ist zuständig für den Dorfschutz durch Ahnengeister, wie er sagt. Bei den animistischen Dogon ist die Grenze zwischen Wirklichem und Mythischem nicht trennscharf. Real dagegen: das Leben der Handwerker in den Werkstätten am Fluss in Mopti



tungsstätten auf dem Weg zu den berühmten Dörfern des Dogon-Volkes.

Seit Beginn der Unruhen in Nordmali sieht man nur leere Hotels in Nähe einer Verkehrsinsel, um deren Zentrum – mit der Statue eines Jägers mit Hund – keine klimatisierten Minibusse mehr kreisen. Wir halten im ersten Dorf auf dem Bandiagara-Felsen. Djiguibombo: Hütten mit Strohdächern, die wie Hüte aussehen, dahinter Hirsefelder und Trampelpfade, die sich in malerischen Landschaften verlaufen. So schön ist das Land der Dogon, dass sogar Weiße sich hier Hütten gebaut haben, für Ferien in krisenfreien Zeiten.

Wir landen bei Anda Guina, einem angeblich 97-jährigen Greis, der im Schatten der örtlichen Versammlungshütte Pfeife raucht. Er stellt sich uns als „stellvertretender *hogon*“ vor, zuständig für den Dorfschutz durch Ahnengeister. Das heißt: Er ist der Hexer. Aber wieso stellvertretend? Weil der legitime Hogon verstorben sei und erst beim nächsten Sigi-Fest ersetzt werden könne, antwortet der Alte. Das Fest findet alle 60 Jahre statt, das nächste im Jahr 2027. „Wahrscheinlich sterbe ich

vorher“, sagt Anda Guina, „dann wird mich mein Stellvertreter vertreten.“

Was die von Dichter Hampâté Bâ erwähnte Mischung von Sichtbarem mit Unsichtbarem betrifft, so liefert auch der Alte im Dorf Djiguibombo einen Denkanstoß. Auf die Frage, wie man sich den Alltag eines stellvertretenden Hogon vorstellen müsse, pafft er ein Wölkchen in den sonnigen Nachmittag und holt zu Komplexem aus. Ein Hogon, erklärt er, kümmere sich um die heiligen Tiere, die jede Dogon-Siedlung beschützen, wie Krokodil, Schildkröte und Python. Das Folgende lässt sich besser in Dialogform begreifen: „Haben Sie ein Krokodil im Dorf?“

„Wir hatten. Aber es wurde so groß, dass wir es in den Tümpel bringen mussten, wo alle heiligen Krokodile leben.“

„Auf einem Lastwagen?“

„Zu Fuß. Alle haben mit angepackt.“

„Und die Schildkröte?“

„Die ist bei mir zu Hause. Sie möchte um diese Zeit nicht gestört werden.“

„Kann ich denn die Schlange sehen?“

„Geht nicht! Nicht einmal die Leute im Dorf dürfen sie sehen. Sie heißt Lebe“, sagt der Alte und kichert, „aber ich nenne sie Minunaminu.“

„Und was macht sie zu Hause?“

„Einmal pro Woche leckt sie mich sauber, von Kopf bis Fuß. Ein Hogon darf sich nicht waschen, verstehen Sie?“

Anthropologen haben lange darüber gegrübelt, ob es möglich sei, bei den Dogon das Konkrete vom Symbolischen verlässlich zu unterscheiden. Bei Anda Guina, denke ich, wären sie gescheitert. Immerhin gelingt es uns, einen Dorfältesten zum aktuellen Konflikt in seinem Land zu befragen: Wird Mali zerbrechen? Apegnon Guirou, gerade damit beschäftigt, Rinde aus einem Affenbrodbaum zu schälen, um daraus Stricke für sein Ochsen gespannt zu flechten, antwortet: „Wir brauchen die Tuareg, die Tuareg brauchen uns. Frag mal die Leute in Mopti!“

Auf der Salzspur

Mopti, 60 Kilometer westlich von Bandiagara, ist aus dem Zusammenfluss von Niger und Bani geboren. Seit einer Stunde schreite ich das von Marktständen gesäumte Bani-Ufer ab. Ich suche den Salzhändler Faraji, einen Bambara. Wir trafen

uns am 28. Januar 2013, jenem Tag, als Timbuktu von der französischen Eingreiftruppe befreit wurde und die Islamisten in die Flucht geschlagen wurden. Wie zur Feier jenes Ereignisses traf in Mopti damals eine 20 Meter lange Pinasse aus Timbuktu ein, voll beladen mit Salzplatten für Faraji. Sie wirkten wie der Beweis für das Überleben der 1000-jährigen Allianz zwischen Wasserland und Feuerland.

Der „Kamelhöcker“ als „Austauschort zweier heiliger, sich ergänzender Strömungen: der des Salzes und jener der Kolanuss“, so schrieb Hampâté Bâ. Die Kolanuss entstammt den feuchten Wäldern des Südens, dem Wasserland. In vorislamischen Zeiten war sie unersetzlich für alle religiösen Riten des Nordens. Noch heute ist das beste Geschenk, das man einem Tuareg-Nomaden machen kann, die bittere Frucht aus dem Süden.

Das aus dem Feuerland, der Wüste des Nordens, kommende Salz, so Hampâté Bâ, sei wie die „Quintessenz jener Feuererde“ und weise dabei „mysteriöse Affinitäten mit der Welt des Wassers“ auf. Forderten doch im traditionellen Glauben des Südens die Götter als Grundlage der



AUF DER STRASSE von Bamako nach Mopti. Der Affenbrodbaum ist so typisch für Südmali, wie es der nackte Sand für den Norden ist. Blätter und Früchte sind essbar; aus den Fasern lassen sich Seile drehen

SALZBLÖCKE sind rar in Mopti. Durch den Konflikt zwischen Norden und Süden ist der Salzhandel fast zum Erliegen gekommen. Der Flussnomade Tomata musste seine Töchter Kaya und Oumoudili vor den Rebellen unter Gerümpel und Räucherfisch

DER JEEP des GEO-Teams. Auch auf einem Stück Autobahn, finanziert von Chinesen, war er da schon gerollt



für sie bestimmten Opfer und Gaben immer das Salz ein.

Der Weg des Salzes beginnt in Taoudenni, Malis ureigener Hölle. In 14 Tages- oder Nachtmärschen, je nach Erträglichkeitsgrad der Hitze, schaffen die Salzkarawanen die 30 Kilogramm schweren Platten durch eines der menschenfeindlichsten Gebiete der Erde bis nach Timbuktu. Von dort geht die Ware flussaufwärts weiter nach Mopti, wo sich Händler aus ganz Südmali eindecken. Seit Jahrhunderten.

Dennoch überraschte mich an jenem Tag im Januar die für Faraji bestimmte Ladung. „Das Salz schickt mir mein Bruder“, prahlte der schwarze Händler. Doch jeder, der Mali kennt, weiß, dass der Salzhandel in den Händen nicht etwa der Tuareg, sondern der Mauren liegt, der Nachfahren jener Araber, die im 7. und 8. Jahrhundert Nordafrika eroberten. Sie kontrollieren die Minen, die Karawanen, den Handel mit dem Wasserland. Und in jenem Augenblick befanden sich die Mauren auf der Flucht – aus Angst vor schwar-

zen Maliern, die sie der Komplizenschaft mit den Dschihadisten von „al-Qaida im islamischen Maghreb“ beschuldigten. Während ich damals in Mopti mit Faraji redete, wurden im befreiten Timbuktu die Häuser der Mauren geplündert.

„Wer kümmert sich denn nun um die Salzkarawanen?“, fragte ich. Faraji lächelte dünn. Karawanen, belehrte er mich, gebe es schon lange nicht mehr. „Die Mauren haben sie durch Lastwagen ersetzt. Ein einziger Wagen transportiert mehr Salz als eine ganze Karawane.“ Und die Kamele? „An Schlachthöfe in Mauretanien und Algerien verkauft.“ Und wer fahre die Lastwagen, fragte ich.

Faraji fischte ein Reiskorn aus dem Staub zu unseren Füßen, hielt es mir unter die Nase. „Ohne uns Schwarze“, sagte er, „könnten die Mauren nicht einmal dieses Körnchen bewegen. Sie haben das Geld, aber wir besitzen die Kraft. Und das Salz von Taoudenni gehört Mali, nicht den Mauren. Wenn sie jetzt fliehen, umso besser. Dann nehmen wir ihre Lastwagen und holen uns das Salz. Glaubst du, Schwarze hätten keinen Führerschein?“

Acht Monate später ist Faraji verschwunden. „Tot“, bescheidet ein Händler, der sich als Hamadi Touré vorstellt. Allahs Fügung, verrät sein Blick, sein Mund sagt: „Eine Krankheit, seine Mutter ist auch gestorben.“ Und tot scheint auch der Salzhandel zu sein. Am Ufer des Bani sehe ich nicht eine der marmorfarbenen Platten mehr. „Wir bekommen nur noch Klumpen aus Gao“, klagt Touré. „Salz ist jetzt doppelt so teuer wie früher!“

Sollte die uralte Allianz zwischen Feuerland und Wasserland wirklich zerbrochen sein, wegen eines Haufens wahn sinniger Dschihadisten? Die Antwort muss im Norden liegen. Ich suche ein Schiff nach Timbuktu.

Touré weist am Ufer entlang.

Das Versteck der Bozo-Frauen

Abfahrt unter verhangenem Himmel. Der Fluss hellbraun, wie der Café au Lait im Hotel Kanaga, wo wir übernachtet haben. Das Boot, 14 Meter lang, hat ein Sonnendach und auf dem Heck ein Plumpsklo. Kapitän ist Ali Dikou, ein Bella, Abkömmling schwarzer Sklaven der Tuareg. Er schlägt vor, ihn „Capitaine Ali“ zu nennen.

Wir gleiten an der Ökonomie des Sahel vorüber. Bestimmt wird sie hier von den Songhai-Bauern und ihren Frauen – gewaltigen Matronen hinter Körben von Reis. Auf einer Insel reparieren Männer eine aufgebockte Piroge: Sie gehören zu den Somono, traditionell Tischler und Töpfer. Ein schriller Pfeifton unterbricht die stillen Bilder. Am Ufer gestikuliert ein Soldat. Schwarze Sonnenbrille, Kalaschnikow. Wir drehen bei, springen an Land. Unter einem Schattendach sitzt ein Polizist. Er bittet um Papiere, notiert Passnummern, liest unser *ordre de mission*: „Pas de problème. Bon voyage!“

Aber als wir wieder an Bord gehen wollen, stellt sich uns der Soldat in den Weg. Mit sicherem Gespür sucht er sein Opfer aus: Steuermann Ayuba Traoré, den weder eine weiße Haut noch der Status eines Kapitäns schützen kann. „Warum wolltest du dich an unserem Checkpoint vorbeimogeln?“, brüllt er. Der Steuermann senkt den Kopf, stammelt mehrmals Pardon. Der Soldat stößt ihm seine AK-47 in den Bauch und schickt hinterher: „Wäre die Lage in Mopti heute unsicher, hätte ich dich erschossen.“

Zweifellos hätte er das. Malis Armee ist ein skrupelloser Haufen, bekannt für „Vergeltungsmaßnahmen“ an Zivilisten. Zur Spannung im Norden seit Malis Unabhängigkeit im Jahr 1960 haben die Streitkräfte mindestens so viel beigetragen wie drei Generationen von Tuareg-Rebellen.

Dann liegt Mopti hinter uns, verschluckt uns das Reich der Bozo, die *maîtres du fleuve*, Herren des Flusses, wie die französischen Kolonialherren sie taufte. Sie sind Menschen mit Hang zu Großem. Eine mächtige Moschee taucht am Ufer auf. Riesig auch die Bozo-Wohnschiffe. Sine Tomata, dem wir am zweiten Tag unserer Flussfahrt begegnen, besitzt eine 20 Meter lange, fast drei Meter hohe Pinasse, oben und seitlich mit Bastmatten abgedeckt. Er winkt, wir gehen längsseits, ich ergreife die ausgestreckte Hand, lasse mich hinaufziehen auf das breite Dach, wo neben der malischen Fahne auch die französische Trikolore weht. „Wir danken Papa Hollande“, sagt Tomata zur Begrüßung. „Er hat die Terroristen verjagt.“

Auf Tomatas Schiff leben zwölf Erwachsene und vier Kinder. Auch sie wie ein Bindestrich zwischen dem Feuerland



und dem Wasserland. Die Flussnomaden leben von Fischfang, sind ständig unterwegs zwischen Gao und Mopti. Im Niger bei Gao fangen sie den besten Nilbarsch, in Mopti erzielen sie die höchsten Preise.

„Aber letztes Jahr war Gao in den Händen der Terroristen“, sagt Tomata. „Einmal sah ich, wie sie Frauen von einem unserer Schiffe zerrten.“ Danach habe er keine Ruhe mehr gefunden. Waren es Ansar Dine? MUJAO? War es AQMI? War es die MNLA? Aber wie sollte ein Bozo all die Fraktionsnamen des Terrors kennen, der da aus der Wüste im Norden hereingebrochen war? „Sie waren jedenfalls Tuareg“, glaubt er.

Er führt mich hinab in den Bauch seines Schiffes. Inmitten eines Gerümpels aus Möbeln, Geräten, Kalebassen und nutzlos wirkendem Schrott hocken die Frauen und Kinder. Tomata stellt mir seine Töchter vor: Kaya und Oumoudili, 19 und 16 Jahre alt. „Diese beiden musste ich vor den Vergewaltigern verstecken“, flüstert er. Dann führt er mich zu einer Stelle, an der das Gerümpel bis fast unters Dach reicht. „Hier haben wir sie tief vergraben und oben drauf noch eine Schicht Räucherfisch gepackt.“



ANDENKEN: Noch Monate nach der Vertreibung der »Heiligen Krieger« erinnert ein Schild an die kurzzeitigen Herrscher: »Timbuktu – Leuchtturm des Islams und Tor zum Herrschaftsgebiet der Scharia – heißt Sie willkommen«

Wieder zurück auf dem Boot von „Capitaine Ali“, erleben wir eine Nacht auf dem Débo-See, Teil des „inneren Nigerdeltas“. Jetzt, zur Regenzeit, erreicht er eine Breite von 45 Kilometern. Ein Horizont wie am Meer, die Ufer gesäumt von endlosen Schilfwiesen mit Kormoranen und Reiher. Und von Millionen Mücken statt Möwen.

Früher Aufbruch. Wieder wechselt das Panorama. Einsame Ufer, die Vegetation nun spärlicher, dorniger, durchsetzt mit Termitenhügeln von derselben Farbe wie die wenigen Hütten, nur höher: wie bizarre Denkmäler, die an nichts denken lassen außer an die Verlassenheit, die sie umgibt.

Auch das ist der Sahel. Diese immense Dimension des leeren Landes. Hier ist Land nicht „Boden“, der sich durch seine Nutzbarkeit definiert: Ackerboden, Forstboden, bebaubarer Boden. Hier sträubt sich das Land gegen jeglichen Nutzen, himmelweit. Und trotzdem: Tauchen in der Tiefe dieses Raumes Menschen auf, wirken sie nicht überraschend. Keine Feindschaft trennt sie von dieser Erde, nur eine seltsame Beziehungslosigkeit, denn es ist Land, das durch nichts dazu reizt, es besitzen zu wollen.

Am Ufer taucht eine Zebu-Herde auf. Im Wasser liegen zwei tote Kühe, wie aufgeblasene Gummitiere. Als wir an Land gehen, um uns der Herde zu nähern, hören wir laute Stimmen: Zwei Dutzend auffallend kräftige Männer kommen auf uns zugerannt. In ihren erhobenen Fäusten schwingen sie Knüppel. „Was rufen sie?“, frage ich den Kapitän. „Dass wir abhauen sollen“, antwortet er. Aber da haben sie uns schon erreicht. Ich mache mich auf alles gefasst – aber sie rennen an uns vorbei, in die Herde hinein, die panisch auseinanderstiebt. „Wir sollen abhauen und uns in Sicherheit bringen“, übersetzt der Kapitän die nächsten Rufe der Männer, „sonst trampeln uns die Rinder zu Tode.“

Wir tun es im rechten Augenblick. Ein Stier dreht durch, durch den Rest der Herde gehen Unruhewellen. Anlass der Aufregung: Die Rinder sollen ins Wasser getrieben werden, auf das andere Ufer zu, das nicht mehr als ein flimmernder Streifen in der Ferne ist. Wieder wendet sich einer der Hirten an uns, diesmal mit flehender Stimme. Er deutet auf einen Punkt



FATIMAS HAND werden die Felssäulen bei Douentza genannt. Einst waren sie eine beliebte Herausforderung für Extrem-Kletterer. Doch ein einfaches Reiseland ist Mali nun nicht mehr. In Gao hält ein Soldat mit Kalaschnikow Wache. Die nahe Tuareg-Siedlung ist geplündert

in der Flussmitte: „Das ist einer von uns. Er ertrinkt. Ihr müsst ihn retten!“

Der Kapitän nickt, Steuermann Traoré wirft den Motor an, der Schiffsjunge macht sich bereit zum Sprung in die Fluten. In zwei Minuten erreichen wir den Mann. Aber es geht ihm gut. Mit einer Hand hält er den Schwanz der schwimmenden Kuh fest, die andere drischt dem Tier aufs Hinterteil. „Haut ab“, ruft er, „der Motor macht das Vieh nervös.“

Noch drei Stunden bis Timbuktu, dem Hafen des Feuerlandes.

Feuerland

22. September, Malis Unabhängigkeitstag. „Die Militärparade ist abgesagt worden“, bedauert der Besitzer des Hôtel du Désert, wegen „Kamikaze-Gefahr“. Seit Timbuktus Befreiung sind schon zwei islamistische Selbstmordkommandos bis in die Stadt vorgedrungen, um sich neben Soldaten in die Luft zu sprengen.

Auf dem Rücksitz des Mopedes von Ali Baba – er heißt tatsächlich so! – genieße





HINTERGRUND

AUFSTAND IN DER WÜSTE

Seit wann rebellieren die Tuareg?

Geschätzte zehn Prozent der Malier sind Tuareg. Bereits in den ersten Jahren nach der Unabhängigkeit 1960 geraten sie mit der schwarzafrikanischen Elite in eine blutige Auseinandersetzung über politische Teilhabe. Nach einer Revolution in den 1990er Jahren verspricht die Regierung mehr Autonomie. Doch der Konflikt kocht 2006 und 2012 wieder hoch.

Warum war der Aufstand von 2012 zunächst so erfolgreich?

Viele Tuareg hatten sich in Libyen als Söldner verdingt. Nach dem Fall des Gadhafi-Regimes kehren sie, teils mit schweren Waffen, nach Mali zurück – und entzünden die schwelende Revolte im Januar 2012 erneut. Zugute kommt ihnen ein Putsch des Militärs gegen den demokratisch gewählten Präsidenten Amadou Toumani Touré, infolge dessen die Versorgung der Regierungstruppen zusammenbricht. Im April ruft die „Nationale Bewegung zur Befreiung des Azawad“ (MNLA) einen eigenen Tuareg-Staat in Nordmali aus.

Welche Rolle spielten Islamisten?

Entscheidend für den Erfolg der Rebellen ist zunächst auch das Bündnis mit islamistischen Gruppen wie al-Qaida

im islamischen Maghreb (AQMI), deren Abspaltung MUJAO sowie den Ansar Dine – einer islamistischen Splittergruppe der Tuareg. Nach dem Sieg im Norden aber kommt es zum Streit: Islamisten vertreiben die Tuareg-Rebellen.

Wie endete der Konflikt?

Als die Islamisten im Januar 2013 Zentralmali angreifen, bittet die Regierung Frankreich und die UN um Hilfe. Es gelingt, bis Februar den Norden zurückzuerobern. Die UN-Friedensmission MINUSMA soll helfen, die Lage stabil zu halten, die EU-Mission EUTM soll die Ausbildung der malischen Armee verbessern. An beiden Missionen ist auch die Bundeswehr beteiligt. Der im August gewählte Präsident Ibrahim Boubacar Keïta verspricht erneut eine Aussöhnung mit den Tuareg.

Ist das wirklich das Ende?

Leider nein. Im September kündigen die Tuareg ein vorläufiges Friedensabkommen auf, als es in Kidal zu Kämpfen mit der Armee kommt. Auch zwischen Islamisten und der UN gibt es Gefechte. Um Frankreich in Mali und der Zentralafrikanischen Republik zu entlasten, erklärt sich Deutschland im Januar 2014 bereit, das Bundeswehrrkontingent zu erhöhen.

Christoph Borgans

ich das „sightseeing“ seiner „city tour“. In besseren Zeiten hat der junge Mann amerikanische Touristen durch die „Stadt der 333 Heiligen“ kutschiert. Aber das scheint nun ein Jahrhundert zurückzuliegen. Jetzt beschränkt sich Ali Babas Kundschaft auf Journalisten, sein Angebot auf Attraktionen aus jüngerer Vergangenheit wie „Sitz der Scharia-Polizei“ oder „Platz der Auspeitschungen“.

Mich interessiert der Markt. Jene Ecke, an der gewöhnlich die Lager der Salzhändler liegen. Ich habe eine Verabredung mit Seydou Bastos, der sich als der „bestinformierte Mann von Timbuktu“ einschätzt. Als ich ihm am Telefon von meinen Erfahrungen in Mopti erzählte, wirkte er erheitert. Besonders Farajis Geschichte vom Aufbegehren der Schwarzen gegen die Mauren brachte ihn zum Lachen.

Bastos erwartet mich schon. Eine imposante Gestalt wie aus Tausendund-einer Nacht, gekleidet in einen wallenden *boubou*, das schwarze Gesicht gerahmt von einem prachtvollen Turban. Ein Kontrast zu der Armut, die aus Timbuktus dreckigen Gassen und bröckelnden Banco-Mauern strahlt.

Wie ein Pascha seinen Besucher aus dem fernen Abendland führt mich Bastos zu einer schäbigen Bretttertür. Davor stehen zwei Männer. „Der hier ist der Lagerwächter“, sagt er und weist auf einen Greis mit einem Schlüssel in der Hand. „Und jener da“ – seine Pranke schlägt auf die Schulter eines schmächtigen Jünglings – „ist der Bruder von Faraji.“ Ich staune. „Sperrt die Tür auf für den Tubabu“, befiehlt Bastos der Prachtige.

Drinne steht eine lange Reihe Salzplatten, bedeckt mit Staub, doch herrlich anzusehen. Der Traum eines jeden Händlers in Mopti! Warum sind die Platten nicht dort auf dem Markt? Sondern hier in einem Schuppen?

„Alle Salzlager von Timbuktu sind voll“, sagt Bastos. „Aber nicht eine Platte geht in den Süden, bevor die Mauren nicht die Order dazu erteilen.“ Und neben den Lastwagen, erzählt er, gebe es natürlich immer noch die Karawanen. Bald sei die heiße Jahreszeit vorüber, dann zögen die Kamele wieder nach Taoudenni. Und die Mauren kehrten zurück nach Timbuktu. Und sorgten dafür, dass das Salz wie-

¼ – Anzeige

42 GEO 03|2014



ABDOULAYE CISSÉ, Mitarbeiter des Ahmed-Baba-Instituts in Timbuktu, zeigt die Reste der von Islamisten verbrannten Manuskripte. Über 4000 wertvolle Handschriften gingen verloren

der auf dem Fluss in den Süden gelange. „So war es immer, so wird es bleiben“, triumphiert Bastos und fragt: „Wer sind denn schon die Farajis und Konsorten? Was für Märchen sie dir auch erzählen mögen, sie sind nur die Diener ihrer maurischen Herren!“

Fast hätte er „Sklaven“ gesagt.

Verspernte Wege

Gemeinsam fahren wir ans Nordende der Stadt. Dorthin, wo die Karawanenpiste nach Taoudenni ihren Anfang nimmt. Ich sehe schon die ersten Dünen der Sahara. Und eine Schranke! „Umkehren“, befiehlt der danebenstehende Soldat. „Ab hier gibt es nur Terroristen und Drogenschmuggler.“

Dennoch wollen wir weiter nach Gao. Eine andere Piste, die um den Südrand des Ifoghas-Gebirges herumführt, steht offen, so hören wir jedenfalls. Allerdings gebe es auch dort „Minen und Dschiha-disten“, warnt zum Abschied der Besitzer des Hôtel du Désert. Ja, Malis Norden ist offiziell von den Islam-Kriegern befreit. Doch zugleich werden die Grenzen dieser Freiheit jetzt überall sichtbar.

Die Fahrt ermüdet, vom ersten Augenblick an. Wir spüren die Anspannung des Fahrers Laro, der ein „schwarzer Tuae-

reg“, ein Bella ist. Auch Ali Baba, der uns weiterhin begleitet, wirkt etwas nervös: immer dann, wenn in der staubig-steinigen Ödnis ein anderer Wagen auftaucht. 30 Stunden bis Gao! Eine endlos lang anmutende Zeit.

Aber auch sie vergeht. Ankunft in der Mittagsglut. Gao scheint sich in einem Belagerungszustand zu befinden. An fast jeder Straßenecke trotz ein befestigter Checkpoint. Wälle aus Sandsäcken, dahinter lugen die Rohre schwerer Maschinengewehre. Hotels, in denen Personal der UN-Mission MINUSMA untergebracht ist, ähneln Blockhaus-Stellungen der Maginot-Linie. Davor betteln Kinder mit Blechnäpfen in der Hand um Essensreste.

Das Stadtzentrum sieht wie ein umgekippter Mülleimer aus. Früher kam die Müllabfuhr täglich, jetzt kommt sie am Samstag. Und nur drei Stunden Stromversorgung am Abend. Gerüchte geistern durch die Nacht: Der nächste Selbstmordattentäter kommt bestimmt!

Wir suchen „weiße Tuareg“. In Timbuktu gibt es keine mehr. In Gao auch nicht, glaubt ein Angestellter des Roten Kreuzes: „Sie sind inzwischen vermutlich alle nach Kidal geflohen.“

Wir finden Mohamed ag Mohamed Assalek unter einem Zeltdach im Hof ei-

nes Hauses. Gewöhnlich, sagt der 40-jährige Tuareg, lebe er in Ahina, einem „Ort für Nomaden“ draußen im Busch. Dort habe er einen kleinen Laden für Salz, Tee, Hirse und Tabak. „Aber jetzt mussten wir in die Stadt kommen.“ Er zeigt auf vier Gestalten im Schatten des Zeltdachs: zwei Frauen, zwei Männer, teils mit Verbänden, teils in fiebrigem Zustand. „Wir brauchen Medikamente.“

Warum sind sie nicht nach Kidal geflohen wie die anderen? „Die Rebellen hassen uns, weil wir Malier bleiben wollen“, entgegnet Assalek. „Und die Malier misstrauen uns, weil wir Tuareg sind.“ Er schaut ratlos auf seine kranke Verwandtschaft und sagt: „Ich glaube, die meisten von uns wollen mit dem Süden zusammenleben. Die Rebellen können nicht die Macht im Norden erringen. Sie können nur andere daran hindern, in Ruhe zu regieren.“

Keine optimistische Prognose. Ich krame eine Kolanuss aus der Tasche, das klassische Geschenk für Tuareg-Nomaden. Assalek aber lehnt ab: „Ich rauche lieber algerische Zigaretten.“

Auf nach Kidal. 400 Kilometer. „Das schaffen wir bis heute Abend“, behaupte ich. „Inshallah“, meint Ali Baba. Laro sagt nichts.

Vor uns auf der Staubpiste, etwa 100 Meter entfernt, tritt ein Soldat aus dem Schatten einer Akazie, bringt sein Gewehr in Anschlag und zielt auf unsere Windschutzscheibe ...

Feuerland brennt. ///



Der belgische Fotograf GAËL TURINE war zum ersten Mal für GEO unterwegs. MICHAEL STÜHRENBURG, der in den vergangenen 25 Jahren schon über hundert Mal aus den entlegensten Winkel der Welt für GEO berichtet hat, ist Autor des neu erschienenen Buches „Das Dorf in Deinem Kopf“ (Gollenstein Verlag, 19,90 Euro).

¼ – Anzeige